

Ralf Bönt
Die Entdeckung des Lichts

Roman

Leseprobe

Erscheint am 24. August 2009

Das vorliegende Buch ist ein Roman. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind beabsichtigt, aber genauso zufällig wie die Emission eines Lichtteilchens: Niemand weiß ganz genau, wann es passiert.

Erste Auflage 2009

© 2009 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Zero, München

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Druck und Verarbeitung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8321-9517-5

DUMONT

Prolog: Der Brief

Die Menschen sind eben suggestibler als die Pferde, und eine Mode beherrscht jede Zeit, ohne dass die meisten Menschen den Tyrannen auch nur zu sehen bekämen.

Albert Einstein

Das Glück ist die Zeit der Verwirklichung.

Simone de Beauvoir

Sarah Faraday konnte oben in der Wohnung die Dielen nicht knarren hören, die sich unten im Magnetischen Laboratorium unter den Schritten ihres Mannes bogen. Das blieb den Ratten des Hauses vorbehalten. Den Alltag im Keller kannte sie aber genau. Sie glaubte, bis in die Geräusche und Gerüche daran teilzunehmen, während sie die Laute der Straße schon lange nicht mehr bewusst wahrnahm: Pferdehufe, Pferdeschnaufer und manchmal Gewieher, Wagenräder auf den Kopfsteinen, die kurzen Kommandos der Kutscher, ihre Glocken und das Ächzen der Kutschgestelle, das Prasseln des Regens oder sein Rieseln, das Hämmern aus der Werkstatt schräg gegenüber, vereinzelt Kinderlachen, das Geschrei eines Säuglings und sehr junge Laufburschen, die sich Vulgäres zuriefen und nichts vom Leben zu wissen schienen.

Frühe Schritte auf der Treppe zu ihren zwei Zimmern unterm Dach wären ein schlechtes Zeichen gewesen und hätten sie sofort aufhören lassen.

Wenn sie Faraday in den ersten Abendstunden wegen seiner zeitraubenden Korrespondenz nicht sah, war das nicht wie während des langen Tages. Obwohl sie mit einem Ohr immer zur Treppe und nach unten lauschte, weil sie auf ihn wartete, kam sie abends zur Ruhe. Das hatte sich in den letzten Jahren nicht wie so vieles andere verändert. Schrieb er, so war alles gut.

Er schrieb täglich, seit er im Sommer 1812 seinem Jugendfreund Benjamin Abbott von einem Gentleman berichtet hatte, der eine umfangreiche Korrespondenz führte. Aus Sizilien und Frankreich erhielt dieser Mann Post, und solches Briefeschreiben, fand Faraday damals, musste doch das pure Vergnügen sein. Es verbessere erstens die Handschrift, schrieb er seinem Freund, und zweitens die ... und hier stockte Faraday, denn das benötigte Wort fiel ihm nicht ein. Er erklärte Abbott, wie oft ihm dies passiere, wie oft ihm das benötigte Wort nicht einfallt. Ein paar Sekunden waren vergangen, dann stand ihm das gerade fehlende plötzlich doch zur Verfügung: Zweitens verbessere es den Ausdruck, die Fähigkeit zu formulieren, die Kunst, Worte zum Klingen zu bringen.

Er hatte die Wortfindungsprobleme ignoriert, indem er fortfuhr, als ob er ohne Unterbrechungen schriebe: Briefe zu verfassen schule drittens den Geist durch den Austausch von Wissen, schärfe viertens die Ideen, die im Kopf entstünden und beim Aufschreiben erst klar würden, stärke fünftens die Moral. Er habe keine Zweifel – *lieber Abbott!* –, dass es noch mehr Vorteile als die eben aufgezählten gebe, weshalb er vorhabe, in Zukunft selbst Briefe zu schreiben.

Das hatte er getan, immer am frühen Abend und im Stehen, bis jetzt, im Spätsommer 1845, als er im Keller auf das leere Blatt sah und die Tageszeit ein Gefühl war. Faraday hatte keine Uhr, und hätte er eine gehabt, sie wäre auch nicht genauer gewesen als die Kirchenglocken, die mal läuteten und mal nicht. Er vertraute deshalb seiner Schätzung, die er

tagsüber anhand der Färbung der Wolken machte. Mit schräg gehaltenem Oberkörper und eingezogenem Kopf konnte er sie durch das Oberlicht in einem kleinen Ausschnitt des Himmels sehen. Nach Sonnenuntergang, wenn die Scheibe innen beschlagen war oder wenn außen Regen und Spritzwasser von der Straße darauf stand, vertraute er seinem anfangs gut funktionierenden Empfinden für den verstrichenen Zeitraum. Nur manchmal hatte er Lust, seine Schätzung mit der Zahl abgebrannter Kerzenstummel zu bestätigen. Die Kerzen waren zusammen mit den zwei Wohnräumen unterm Dach, genügend Schürzen, Heizkohle und ein bisschen Geld in diesen ersten Jahren seine Entlohnung durch die *Royal Institution*, und er führte über sie nicht Buch.

Wenn Faraday überlegte, lief er um sein Stehpult herum. Die Feder an den Lippen und den Blick abwechselnd auf die Schuhspitzen und an die Decke geschickt, trat er plötzlich wieder an das Pult heran, um weiterzuschreiben. Das war am Anfang so gewesen, und jetzt war es noch immer so. Aber sonst war nichts wie am Anfang. Er hatte den außergewöhnlichsten aller seiner Briefe vor sich, jenen, von dem Sarah nichts wissen konnte und der spätestens in den Händen der Empfängerin zu einem Abschiedsbrief werden sollte.

Auf der groben Tischplatte waren wie immer offene Schalen und Glaskolben verteilt, darin Reste von Salzsäure und Quecksilber. Tagsüber hatte Faraday an den Gasgesetzen gearbeitet.

In seinem Tagebuch fragte er sich, wie die Übergänge der

Metalle Quecksilber, Zink und Kalium, die in flüssigem Zustand undurchsichtig, im gasförmigen aber transparent oder gar farblos waren, mit dem Gesetz der Kontinuität übereinstimmen könnten. Das Gesetz hatte Lavoisier inmitten der Revolution gefunden, die ihn den Kopf kostete. In gebeugter Haltung, geradezu förmlich, soll er sich von seiner Frau verabschiedet haben, als sie ihn zum Guillotiniere abholten, wie ein Mann also, und sein Gesetz war ebenso unbeugsam: Nach ihm verschwand nichts, alles verwandelte sich in anderes aus denselben Bestandteilen.

Wog man zum Beispiel beim Verbrennen von Holz alle beteiligten Stoffe vorher und hinterher, das Holz, die Luft, die Abgase, dann fehlte nichts. Dieses Gesetz konnte man nachmessen, wann man wollte. Es galt. Es war selbst eine Revolution, denn es hatte die Betrachtung von Gott und der Welt, von Ursache und Wirkung, von Anfang und Ende zu verändern begonnen: Wenn es kein Ende gab, dann hatte es vielleicht auch nie einen Anfang gegeben?

Faraday wusste das nicht, und er fragte jetzt nicht danach. Ihm hätte es genügt, zu wissen, wo die verdampften Metalle geblieben waren. Er hatte es vorhin im Laborbuch fragend notiert und dann mit abwesendem Blick die links neben dem Tisch auf dem Boden stehende unbenutzte große Batterie betrachtet, mit der er jahrelang gearbeitet hatte. Ihre Kabel und Teile des Gehäuses waren von Salpetersäure angefressen und mit dem gelben Pelz der Nitratsalze überzogen. Beim Überlegen nahm er nichts davon wahr, das heißt: beim Versuch, zu überlegen.

Er wusste nicht, was mit den Metallen beim Verdampfen geschah, und es war kein gieriges Unwissen mehr wie damals, als er Abbott das erste Mal geschrieben hatte. Faraday stand jetzt einem erschöpften und hoffnungsarmen Unwissen gegenüber, sein Verstand war meist weit von ihm weg. Er wartete nur noch auf glückliche Zufälle. Ahnte er nicht, dass dies mit den Metallen in Zusammenhang stand?

Dass er die Metalle einatmete, muss er erwogen haben. Dass sie ohne jede Mühe in seine Blutbahn gelangten, hat er sich nicht vorgestellt. Dass sie ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen durch die Bluthirnschranke schwammen, dass das Quecksilber in die Zellen eindrang und Tag für Tag mehr Enzyme und Koenzyme blockierte, dass es seine Energieversorgung über die Jahre immer weiter herabsetzte, das Immunsystem beinahe zum Stillstand brachte, Zellen tötete, Erinnerungsvermögen und Konzentration demolierte, das Nervensystem zersetzte: Er wusste es nicht.

Dabei hätte er von der Gefahr wissen können. Eine Fahrt mit dem Dampfschiff nach Amerika, schon von dort eintreffende Zeitungen wären ausreichend gewesen, denn in Amerika war das Metall bereits verboten. Zahnärzte, die es trotzdem in Zähne füllten, warf man als *Quacksalber* ins Gefängnis. Davon hatte Faraday in London nicht gehört, und er wollte nicht davon hören.

Was er wollte, war weitermachen.

Wie jetzt mit dem Brief. Als er sich eine neue Kerze auf das Pult stellte, hatte er die Gasgesetze vergessen. Das war mehr als leicht. Um in einem Brief an Schönbein in Basel

über seine Messungen und Aufzeichnungen vom Tage etwas sagen zu können, hätte er gezielt und angestrengt nachdenken müssen. Er hätte die volle Anspannung der ihm noch zur Verfügung stehenden Willenskraft aufbringen müssen, und er hätte es nicht nur mit Drehschwindel bezahlt.

Zum Glück brauchte er die Gasgesetze für den Brief nicht. Wenn er sie morgen wieder brauchte, würde ihm schon etwas einfallen. So würde, so musste es sein. Er würde in seinen Aufzeichnungen lesen, auf Automatismen seines Geistes und auf ein kleines bisschen Wachheit warten und auf eine Eingebung, während der Tag sich langsam ohne Ergebnis verzehrte, um nicht wiederzukommen.

Egal.

Lass mich bloß bei dem Brief bleiben, sagte er sich wortlos und ungenau. Er war bereit, die nächste Minute verloren zu geben und auch die übernächste. Seine Hand zitterte. Sie verschüttete Wachs. Er war jetzt dreiundfünfzig. Er hatte wenig Einfluss auf den Weg seiner Gedanken. Sie schienen zu überlegen. Wohin wollten sie denn? Was wollte er schreiben? Zum Glück war er allein, wie fast immer. Wie spät war es überhaupt? Zugleich rasend und stillstehend kam ihm die Zeit vor. Sie verstrich, während er reglos am Pult stand oder herumliefe und nicht sagen konnte, wie viel Zeit vergangen war, oder was er mit ihr gemacht hatte.

Wann war sein Gefühl für die Zeit eigentlich verschwunden?

War es das denn?

Egal.